

Die Säge von Mariels.

Nr. 25

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Die Säge von Mariels.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung)

Joseph wußte sich vor Erstaunen nicht zu fassen. Er sagte: „Ich glaube bald, was mir schon ein paarmal durch den Kopf gefahren ist, Du hast etwas mit dem Moses, Du bist ... Hier fiel ihm die Mutter in die Rede, die sich an den Tisch gesetzt hatte. „Streitet nicht!“ verwies sie, und zu Angelina gewendet, meinte sie streng: „Einer wie Moses verdient kein Mitleid. Ich habe lange genug Geduld gehabt mit denen da drüben, jetzt glaube ich selbst, sie sind ein verdorbenes Volk.“

Angelinas Eregung steigerte sich. Abwechselnd Mutter und Bruder ansehend, stieß sie hervor: „Zweit ist es leicht, ihn zu schelten. Aber, was es alles gebraucht hat, bis es so weit gekommen, habt Ihr vergessen.“

„Was kommt Dich an!“ rief Frau Maria ihr entgegen.

Sie aber ließ sich nicht beirren. Ihr Inneres, das lange still gewesen war, tat sich auf. Stürmische, von lang eingedämmtener Empörung geprägte Worte brachen von ihr. „Ich habe es mitangesehen, seit ich ein kleines Kind war, habe es geahnt, bevor ich es recht verstanden habe, und habe es gelernt nach und nach. Tag und Nacht habe ich daran denken müssen. Es hat mir gezittert hier, hier innen vor Angst, weil ich gesehen habe, wie keiner den Moses versteht, keiner auch nur einen Funken Geduld oder Wohlmeinen für ihn hat. Was ich habe sagen können, hat nichts genutzt. Keiner hat darauf gehört, nicht einmal Ihr. So haben sie ihn mit

Zappen und Schnäben und Schimpfen eingeknallt, wie Hunde ein Wild umzingeln, daß es keinen Ausweg mehr hat zum Fliehen, daß es sich wehren muß, wie es eben kann.“ Sie mußte innehalten, um Atem zu schöpfen, so er-

regt war sie. „Mömt Ihr das verstehen?“ fragte Joseph die Mutter. Zu Angelina sagte er dann: „Wenn Du nicht meine Schwester wärst, würde ich Dir sagen: Holte Dein Maul oder dort ist die Lüre.“ „Ich gebe heute niemand leicht, Joseph!“ erwiderte sie drohend. „Ich habe alles selber miterlebt, was der Moses erlebt hat, und bin selber davon anders geworden. Vergiss, sage ich. Vielleicht habt Ihr es nicht bemerkt, aber es ist doch so. Ich bin nicht mehr geduldig und am und ruhig, wie Ihr mich manchmal gerühmt habt, daß ich es sei. Ich bin wie Moses! Ich wehre mich jetzt, wie er sich wehrt, ich ...“

„Genug!“ schimpfte Joseph. „Das kann gut werden mit Dir. Es gibt aber, denke ich, noch Mittel, Dich zur Vernunft zu bringen.“

„Macht es aus mit ihr, Mutter!“ rief er dann und wollte das Zimmer verlassen.

Angelina stellte sich ihm zum zweitenmal.

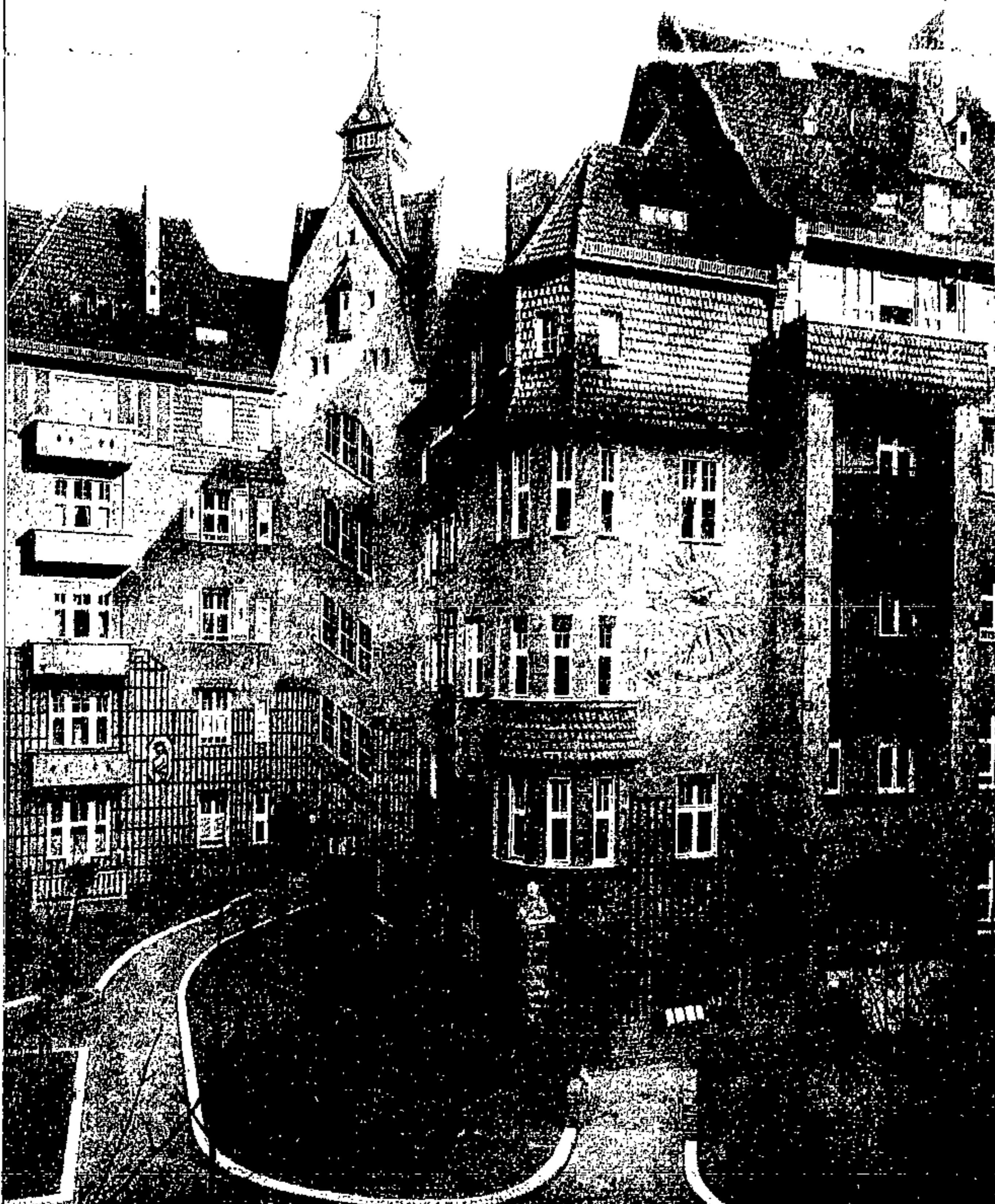
„Läßt den Moses fort!“ drängte sie flehend. Sie war ganz verwandelt. Einiges Wildes kam an ihr zum Vorschein.

Joseph stieß sie weg, mit einem Auswurf der Ungeduld beiseite und ging.

Maria Lombardi war aufgestanden. „Ich weiß nicht, was mit Dir ans Einmal ist,“ sagte sie zur Tochter.

„Ich helfe ihm. Ich lasse ihm nichts geschehen,“ trotzte Angelina. Sie verlor sich jetzt völlig. Mit weisenden Armen stand sie vor der Mutter.

„Hast Du etwas mit ihm?“ fragte diese.



Sonnenuhrhof. (Baugenossenschaft „Ideal“.)

„Ja," gestand das Mädchen mit derselben Festigkeit. „Aber auch wenn das nicht wäre —“

Franz Maria gewann ihre Entschiedenheit zurück. „Märchen, das werde ich Dir austreiben," begehrte sie auf. Sie schall, predigte, schilderte Angelina ihr Vertragen in den schwärzesten Farben. Diese hörte kaum, was die Mutter sagte. Sie stand eine Weile an der einen Zimmerwand, die Hände auf dem Rücken gefaltet, den Blick am Boden. Ein störrischer Zug zeigte sich am Mund. Mutter und Bruder schienen ihr ganz fern. Die Welt war schlecht. Sie war ihr verhasst. Es schrie in ihr: Ist es möglich, daß ihr so ungerecht sei, Menschen! Und ihre noch kindliche Seele wandte sich von diesen Menschen ab, halb bewußtlos, halb in dumpfen Gross. Während die Mutter noch immer sprach, glitt sie dann von ihrer Wand hinweg und ging still aus der Tür.

Wenn aber Joseph und Frau Maria glaubten, daß sie bald wieder ihre frühere liebevolle Unterwürfigkeit zurückgewinnen werde, so irrten sie sich. Mit bleichem Gesicht und herb geschlossenen Lippen erschien sie an diesem Tage bei den Mahlzeiten. Sie sprachen wenig. Joseph war herrisch, auch Frau Maria zeigte ihren Unmut. Angelina antwortete knapp und ruhig.

„Du wirst Dich nicht unterstellen, zur Aschwandin hinüberzulaufen," bemerkte Joseph beim Abendessen, während er sich anschickte, noch einmal nach dem Dorfe zu gehen.

Angelina gab keine Antwort. Sie verließ die Stube.

„Sie wird nicht die Freiheit haben," wendete sich der Entrüstete zur Mutter.

Diese aber fühlte in diesem Augenblick die Liebe, die ihrem Herzen die Tochter so nahe sein ließ wie den Sohn, und war von seinem rohen Ton verletzt. „Läßt ihr Zeit," sagte sie. „Wie eine Magd brauchst Du sie nicht zu bestrafen.“

„Sie ist eine Magd,“ erwiderte Joseph. „Sie hätte als sicher festgehielt, daß wores auch Aschwanden die Umgebung von Mariels nicht verlassen habe. Er müsse sich irgendwo in den Bergen herumtreiben. Der Forstwart und sein Gehilfe suchten schon. Auch der Polizist sei auf der Streife. Morgen wollte er mit einer Schar Bürger den ganzen Tag selber auf die Suche, wenn der Lump bis dahin nicht gefunden sei.“

Frau Maria stimmte bei. Sie gab ihm recht: Der Verbrecher mußte eingebbracht werden. Bald darauf verließ Joseph die Stäbe.

Und als er gegangen war, ging Angelina offen, ohne sich umzusehen und ohne zu fragen, zur Julia Aschwanden hinüber.

Die Nacht war dunkel und sternlos, wie die vorhergehende gewesen war. Nur hatte das Tauen aufgehört, der Himmel war schwärzter, die Mondhelle, die durch das Gewölk drang, geringer.

Julia saß in der Stube an der geschlossenen Balkontür, als Angelina eintrat. Wieder brannte nur die Kerze auf dem Tisch. Die Aschwandin vergaß, daß sie eine Lampe an der Diele hängen hatte. Sie saß müdig, in sich gebückt. Der Kopf lag an der blinden Scheibe, die Hände hatte sie zwischen den Knien gefaltet. Sie schien zu frieren, denn ihr hagerer Körper schlötterte.

Angelina stand schon in der Stube, als sie langsam und müde den Kopf hob und sich nach ihr umsah. Das Gesicht schien, wie die ganze Gestalt, kleiner geworden. Es war gelb und die Augen schauten mit einem Ausdruck verzweiflungsvollen Kummers daraus hervor. „Ist das nicht ein Unglück?" fragte sie Angelina mit ihrer tiefen, tauben Stimme.

„Es ist nichts als Unharmherzigkeit in der Welt," sprach diese.

Julia mustete sie betrachten, so verändert war ihr gütiges Wesen.

„Er kann nicht dafür," fuhr das Mädchen weiter fort und setzte sich an den Tisch.

Eine Weile führten sie ein sonderbares, aus kurzen, kalten und abgebrochenen Sätzen bestehendes Gespräch, worin sie gegenseitig den Ereignissen seit Moses' Jugend nachgingen, die vorbereitet hatten, mächtlich, mächtlich, was geschehen war.

„Seht Ihr," sagte Angelina endlich wieder. „Es hat nicht anders kommen können. Sie haben es nicht anders gewollt, hier im Dorf."

Als sie das eben gesprochen hatte, klatschte ein Stein ans Fenster. Julia stieß einen kleinen Schrei aus. Dann öffneten sie die Tür, trat auf die Holzzinne hinaus und blickten in die Matte hinab. Es war zu dunkel. Sie konnten nur die schwarzen Umrisse der Bäume sehen. Sie wagten nicht zu fragen, wer da sei. Über es kam ein vorsichtiger Ruf: „Ich bin es, Mutter.“

Sie sahen einander an, dann schlichen sie in die Stube zurück. Plötzlich stand Julia still.

„Du —?“ fragte sie.

Angelina erriet, was sie meinte.

„Hat er Euch nicht gesagt, daß er — wir —“

Wie die andre die Frage nicht herausgebracht hatte: „Wirst Du ihn verraten?" so wollte dieser das Geständnis nicht über die Lippen: Ich habe ihn lieb. Aber jede verstand die andre. So verstohlen wie sie in die Stube geschlichen, begaben sie sich durch den Flur, spähten erst, ob die Straße leer sei, und wandten sich uns Haus in die Matte hinab.

Moses stand dicht an der Hausmauer, nur halb bekleidet, wie er am Vorabend geslossen war. Er war nicht niedergeschlagen, nur unruhig und hatte wilde, leidenschaftliche Bewegungen. Sein erstes Wort war: „Heut ist es geschehen.“ Es klang, als wäre die Tat unabwendbar gewesen. Er schien sich nicht über Angelinas Abwesenheit zu wundern, hatte sie auch

noch nicht gesehen. „Wo ist sie?“ fragte er. „Sie ist hier.“ „Wo ist sie?“ fragte er. „Sie ist hier.“

„Sie ist hier.“ „Wo ist sie?“ fragte er.

Gefäß stehende Mut an ihr waren, wie an ihm selber. Unwillkürlich fügte ihn die Liebe für sie gewaltiger, daß sie alles andere überwand. Er hielt sie mit beiden Armen.

„Ich weiß, wie es in Dir ist," flüsterte sie, „ich habe alles mit Dir gefühlt und ich — es ist mir, als hätten wir dieselben Gedanken. Es ist jetzt alles gleich! Meine Hoffnung, nirgends! Ich mag die Menschen nicht mehr ansehen, so haben sie Dich gequält, so fristet der Groß in mir.“

Sie war immer der einzige Mensch gewesen, der ihn verstanden habe! Es war der gewaltigste Augenblick im Leben des Moses Aschwanden. Wenn jetzt die von Mariels gekommen wären, hätte er gelächelt und sich lächelnd binden lassen. Etwas so Großes war ihm geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeiterbaugenossenschaften.

Cin Heim, aus dem man nicht verjagt werden kann! Wer hätte in der Zeit des Mietskasernenlebens nicht Sehnsucht nach einem solchen. Nicht nur der Proletar. Unter den Verhältnissen, welche das Privateigentum an Grund und Boden geschaffen hat, leiden die weitesten Kreise der Bevölkerung bis in jene Schichten hinein, die es mit Empörung zurückweisen würden, zu den Besitzlosen gerechnet zu werden, ja bis in Kreise, denen es nur einen raschen Entschluß kostet würde, selbst Eigentümer zu werden, denen aber die eigenartige Entwicklung unserer Wohnungsverhältnisse auch dann vielfach keinen ruhigen Genuss des neu gewonnenen Eigentums, sondern außerdem den Zwang zur kapitalistischen Verwaltung desselben brachte. Denen, welche sich selbst der Komfortgenossen gründen, aufzunehmen, sind sie nur für den Heim, der es nicht verträgt, zu leben. 6 Prozent verzinsen und 1 Prozent Ueberschuss bringen soll.

Am schlimmsten trifft aber diese Heimatlosigkeit in ihren Folgen den Proletarier. Vor dem „feinen“ Mieter in der Belage lag buchstäblich der Hauswirt. Seine Wünsche werden nach Möglichkeit erfüllt. Er könnte sonst ziehen und die leerstehende Wohnung einen erheblichen Mietausfall bringen. Bei den kleinen Wohnungen im Hinterhaus ist das nicht zu befürchten. Deswegen nutzt man den Mietern dieser Wohnungen zu Reparaturen und Verbesserungen an den doch dem Wirt gehörigen Räumen auf eigene Kosten vorzunehmen. Verpflichtungen dieses Mieters gegenüber erkundigt kein rechter Haupsascha an, nur Rechte besitzt er ihnen gegenüber, von denen er oft in der rigorosesten Weise Gebrauch macht. Vor allen Dingen heißt es, pünktlich in den vorgeschriebenen Fristen die Miete zu entrichten. Sonst wehe dem Armen! Das Erinnungsrecht und das weitgehende Pfändungsrecht des Hausesigentümers treten in Kraft. Der ohne seine Schuld arbeitslos Gewordene wird auch seiner Unterkunft beraubt. Ja, wenn der Grund und Boden herrenlos oder Eigentum Aller wäre, könnte er jetzt an geeigneter Stelle eine Hütte ausschlagen, die in besseren Zeiten einem Hause Platz mache, das seinen Ansprüchen und Bedürfnissen Rechnung trägt. Aber dem Proletarier geht es, wie dem Dichter: „Die Welt ist fortgegeben.“ Und die Polizei zwinge den Armen, ernst „Unterkunft“ zu suchen, d. h. einem anderen Hausagrarier sein Geld für unzureichende Löcher hinzugeben, die dieser als „Wohnräume“ bezeichnet.

Das Privateigentum an Grund und Boden mußte naturgemäß auch zur denkbaren intensivsten Ausnutzung der bebauten Fläche führen. Weil aber auch bei engster Bebauung die Bodenfläche

fehlte, fühlte man die Bauten hoch in die Luft. Wir haben es ja in Europa glücklicherweise nicht zu jener „Höhe“ der Entwicklung gebracht, deren Kulminationspunkt in den amerikanischen „Wolkenkratzern“ erreicht ist. Aber Ansäße dazu sieht man auch hier. So wurden auch in Berlin, ehe neuere Bauordnungen den Hochbau einschränkten, eine Anzahl sechs- und siebenstöckiger Häuser erbaut. Bieretagenhäuser sind die Regel, wobei das Parterre nicht mitgerechnet ist, so daß auch hier, wenn das Kellergeschoss noch halbwegs über die Erde hinausreicht, oft sechs Mietparterreien übereinanderhausen. Der ganze Komplex einer solchen Riesenmietkasernen zeigt dann eine Reihe entsetzlich nüchterner und kalter Höfe, die zwar nicht sehr groß, aber dafür „recht hübsch hoch“ sind, so daß in den untersten Etagen dieser Wohnhäuser eine ständige Dämmerung herrscht, wie im Zwischendeck eines Schiffes. Zu diesen Räumen wohnt das Großstadtproletariat. Zu den mit Gips und Stuck besetzten „herrschaftlichen“ Vorderhäusern hausen die Proletarier in gehobener Lebensstellung, die Herren Sekretäre, Kriminalwachtmeister, Schullehrer und Versicherungsinspektoren, in den Hinterhäusern die mit den Armen Schaffenden. Vielfach reicht es zu der Dreizimmer-Wohnung im Vorderhaus auch nur, weil der Sohn oder die Tochter „mitverdient“. Aber im Hinterhaus langt für eine Familie mit vier und sechs Kindern eine Einzimmer-Wohnung, und wenn man zwei Zimmer hat, dann muß man an Schlafzimmersachen vermitteln. Warum auch nicht? Die Kinder sind ja ohnehin „den ganzen Tag auf der Straße“.

Zwei Höfe wenigstens, drei durchschnittlich, manchmal sechs, acht und noch mehr, hat so eine typische Mietskasernen im Arbeiterviertel der Großstadt. Und was für Höfe! Fenster an Fenster von oben bis unten in eintöniger Gleichmäßigkeit. Kein Erker, kein Balkon zum Lufthöpfen. Wozu auch? Der Ausblick ist nicht erfreulich und die Luft kann im Hinterhof auch nicht schlechter sein. Nur hier und da unterbricht ein Blumenbrett die Eintönigkeit. Aber die Pflanzen führen ein hämmerliches Dasein, wie die Menschen. Am vierten Stock zwar gedeihen noch in Zigarrenkisten die Bohnen, die sich an Schnüren über das ganze Fenster ranken. Doch umgekehrt wie in den Alpen verkümmert die Vegetation immer mehr, je weiter man nach unten gelangt. Am dritten Stock halten sich noch ein paar Pelargonien; weiter drunter führen ein Oleander, ein Raftns, ein paar Meerzwiebeln und Fuchsien einen verzweifelten, aussichtslosen Kampf ums Dasein. Was auf allen Blumenbrettern zu gedeihen scheint, sind offenbar die Windeln der Kindern und des Vaters Strümpfe. Außerdem fühlt dort der Topf mit dem selbstanzebratenen Schmalz.

In solcher Atmosphäre muß ein wahrer Lusthunger entstehen. Wir dürfen uns deswegen auch gar nicht wundern, daß die Kinder ihre Erholung vornehmlich auf der Straße suchen und Sonntags die ganze Mietskasernen wie ausgestorben ist.

Freiheit, Unabhängigkeit vom Hauspächter, Verführung mit der Natur, um an dieser von den Schäden unserer modernen Kultur oder Unkultur genesen zu können, das ist es, wonach das moderne Großstadtproletariat unbewußt oder mehr oder weniger bewußt lebt. Volle Befriedigung wird diese Sehnsucht erst in der sozialistischen Gesellschaft, nach Beseitigung des Privateigentums und Vergesellschaftlichung des Grund und Bodens, finden können. Aber wie auf so vielen Gebieten des Lebens läßt sich auch in der Wohnungsfrage durch Zusammenschluß der Bedrückten schon im Gegenwartsstaat Erfriedliches leisten. Das geschieht durch die Baugenossenschaften, speziell die Arbeiterbaugenossenschaften.

Die Geschichte der Baugenossenschaften ist noch nicht alt. Über die Mängel, speziell der großstädtischen Wohnungsfürsorge, wenn man von einer solchen überhaupt reden kann, haben sie eine schnelle Entwicklung nehmen lassen. Im Jahre 1889 zählte man im Deutschen Reich 88 Baugenossenschaften. 1892 hatte sich ihre Zahl bereits verdoppelt, 1900 1901 verzehnfacht, 1907 war sie nach einem Ausweis, den das Reichsamt des Innern im Februar dieses Jahres dem Reichstage zugehen ließ, bereits auf 747 gestiegen. Mehr als 10 Jahre brauchte es, bis sich die Reichsregierung entschließen konnte, die im Interesse der Volksgesundheit so wichtige Bewegung zu unterstützen. Sie hätte dies noch nicht getan, wenn nicht die kleinen Beamten und die Staatsarbeiter unter denselben Misere litten, wie die vom Privatkapital ausgebuteite Arbeiterschaft. Im Jahre 1901 wurden zunächst 10 Baugenossenschaften vom Reich mit 2 Millionen Mark unterstützt, 1907/08 deren 72 mit 4 Millionen im Jahre. Am 1. Januar 1909 zählte man ihrer 78, sowie 2 eingetragene Vereine, eine Aktiengesellschaft und eine Stiftung. Die Zahl der unterstützten Genossenschaften betrug also nur etwa 10 Prozent der vorhandenen.

Wenn daher der erwähnte Bericht sagt: „Die Übersicht über die Zahl der im Deutschen Reich vorhandenen Baugenossenschaften läßt klar den Einfluß erkennen, den die Gewährung von Darlehen an Baugenossenschaften seitens des Reichs und Preußens auf die Entwicklung des Baugenossenschaftswesens gehabt hat,“ so schreibt sich hier die Regierung das Verdienst an einer Entwicklung zu, die durch die Verhältnisse bedingt, trotz dieses geringen Entgegenkommens und gegen den Widerstand einflussreicher Kapitalistenkreise zustande kam. Dazu kommt, daß die aufgewandten Summen in der Hauptsache Beamtenwohnungsvereinen und unter der Aufsicht der Behörden siegenden „Vereinen“ von Staatsarbeitern, namentlich von Staatswerstarbeitern, zugute kamen, so daß diese Wohltat verzweifelte Neubauigkeit mit den „Wohlfahrtsinrichtungen“ von Großindustriellen à la Krupp und Stumm gewinnt, die ja dazu dienen sollen, einen Stamm brauchbarer und willfähriger Arbeiter an die Scholle zu fesseln. Unter den 78 mit Baugeldern und Ländereien unterstützten Genossenschaften befinden sich nicht weniger als 36 Beamtenbaugenossenschaften, 3 Genossenschaften von Angestellten des Nord-Ostseekanals sowie 3 Genossenschaften von Arbeitern der Reichswerften. Für andere Arbeiter, speziell für die verrufenen sozialistischen oder auch nur sozialdemokratischen Anschauungen verdächtigen, fand die Reichsregierung das gleiche Wohlwollen nicht.

Was sehen sich nun die Baugenossenschaften, speziell die Arbeiterbaugenossenschaften, für Aufgaben?

In unserer eingangs gegebenen Schlußerung des Mietskasernenelends finden wir eigentlich schon die Beantwortung dieser Frage. Sie wollen die Abhängigkeit vom Vermieter beseitigen. Sie wollen die Massenquartiere aus der Welt schaffen, mit allen ihren schlimmen physischen und sozialen Folgen. Sie wollen in dieser Beziehung über ihre eigenen Kräfte hinaus an der Verbesserung der Gesamtwohnungsverhältnisse arbeiten, indem sie durch ihr Vorbild und die vom Bauunternehmer nicht un gefürchtete Konkurrenz auch auf die Privatbauläufigkeit einwirken. Sie wollen die Spekulation mit Grund und Boden, die immer wiederkehrenden Mietssteigerungen beseitigen. Sie wollen den Schäden des engen Großstadtlebens entweder ganz aus dem Wege gehen, indem sie ihre Tätigkeit auf das flache Land verlegen, oder diese Schäden wenigstens nach Möglichkeit beheben, indem sie dem Typus der Mietskasernen ein modernes Großstadthaus

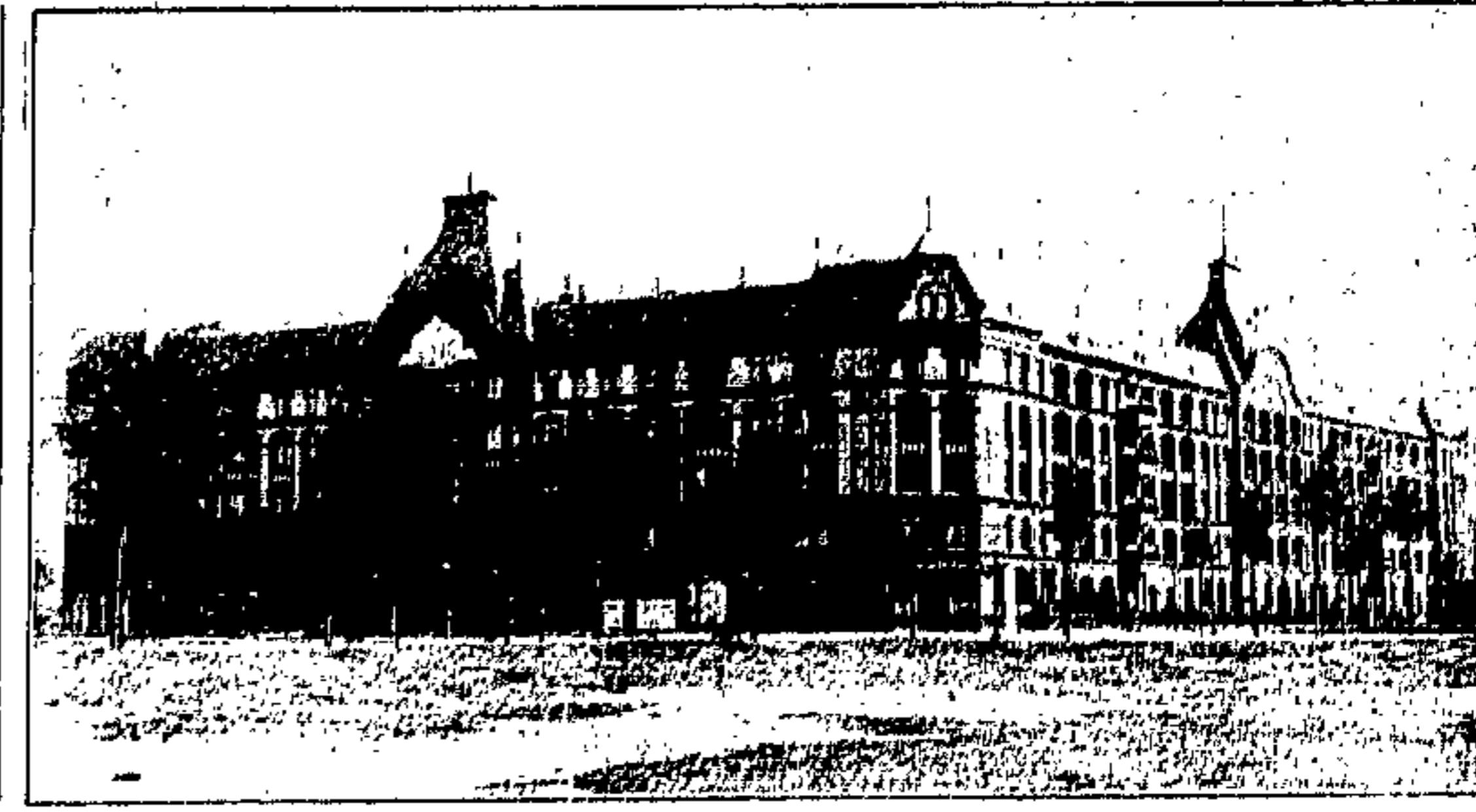
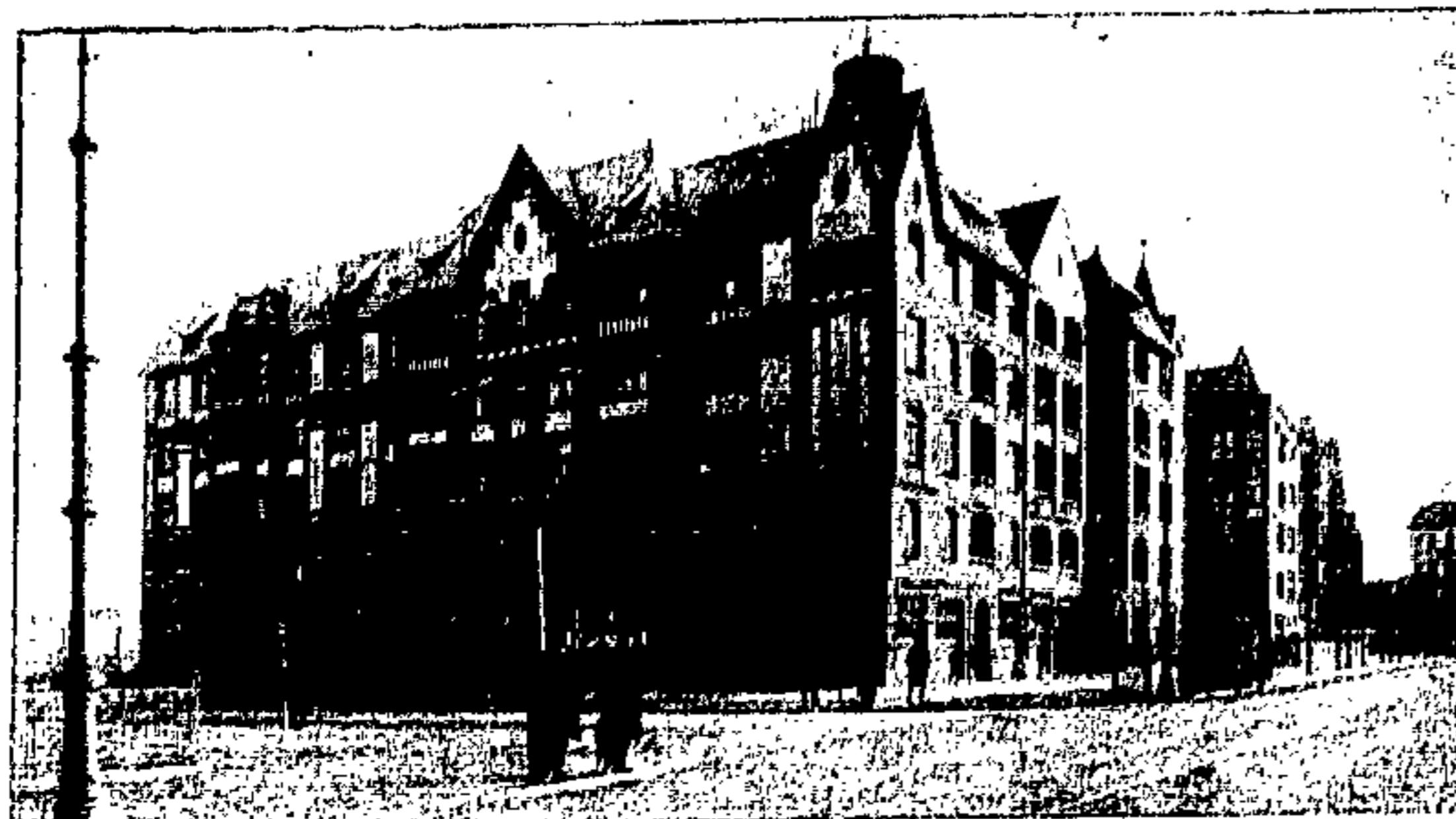
mit vorbildlichen hygienischen Einrichtungen entgegenstellen, das seine Bewohner nicht läserniert, sondern jede Familie nach Möglichkeit zu ihrem Rechte kommen läßt. Sie wollen, namentlich für den jungen Nachwuchs, die Verführung mit der Natur wiederherstellen. Im Arbeiter aber erwecken sie das Bewußtsein der Kraft, die in der Organisation steht, und berechtigen Stolz auf das gelungene gemeinsame Werk; eine Kraft und ein Stolz, die ihn auch zu größeren Dingen im geschlossenen Verbande befähigen.

Das Ideal einer Arbeiterbaugenossenschaft sind wohl Ein- oder Zweifamilienhäuser mit getrennten Eingängen in einer womöglich ländlich hervorragenden Gegend. Wir geben im folgenden drei typische Beispiele solcher Häuser, wie sie auf der Wanansstellung 1908 in Stuttgart zu sehen waren. Wo die Mittel und die äußeren Umstände dies nicht zugeleben, muß man in den Vier- und Sechsfamilienhäusern ein Kompromiß zwischen diesem Ideal und der rauen Wirklichkeit schaffen. Viele Arbeiter sind aber durch ihr Arbeitsverhältnis derart fest an die Großstadt gebunden, daß für sie leider nur deren Bild als Wohnort und damit der Hochbau für das Genossenschaftshaus in Frage kommt.

Steinbürger und Beamte, teilweise auch Arbeiter schließen sich wohl auch in der Absicht zusammen, ein kleines Grundstück als persönliches Eigentum zu erwerben. Es geschieht das in der Weise, daß der durch Auslösung bestimmte Genosse etwa 4 Prozent der Herstellungskosten als Miete zahlt, darüber hinaus aber durch einen zweiprozentigen Aufschlag die Stammmiete allmählig amortisiert. Ist ihm das gelungen, so geht das Gebäude in sein Eigentum über und die Grundrechte und Hypotheken werden auf seinen Namen übertragen. Diese Art der Baugenossenschaften schafft natürlich neue Privatbesitzer und überantwortet in kurzer Zeit das genossenschaftliche Eigentum der Privatspekulation. Damit wird aber eine der wichtigsten Aufgaben der Arbeiterbaugenossenschaften hintange stellt. Gerade diese haben sich deswegen ohne jede Ausnahme entschlossen, den Übergang des genossenschaftlichen Eigentums in Privatbesitz ganz auszuschließen. Der Genosse zahlt dort als Miete nur den zur Verzinsung der aufgewendeten Kapitalien, zur Zustandsbildung und Wiederherstellung der Gebäudeläufigkeiten erforderlichen Betrag. Ihm kann, solange er der Genossenschaft gegenüber seinen Verpflichtungen nachkommt, nie gefündigt werden, während ihm selbst in den vorgeschriebenen Kündigungsschriften das Verlassen der Wohnung und auch der Auszug aus der Genossenschaft gegen Rückzahlung seiner Gelder freistehet. Vor allem: kein Hauswirt steigert ihm die Miete. Dieser Vorteil ergibt sich erst allmählig. Bei der soliden Art, wie Genossenschaftshäuser hergestellt zu werden pflegen, wird im Anfang die Miete kaum billiger sein als in den Privatspekulationsbauten der Nachbarschaft. Sowie aber eine Zeit der Wohnungsnot und damit für den Hauspächter die Zeit wilder Mietstreitereien eintritt, spürt der Bewohner des Genossenschaftshauses den Segen, der in der Ausschaltung der Spekulationswut durch die Genossenschaft steht. Alle Arbeiterbaugenossenschaften nehmen übrigens von ihren Mitgliedern auch Spareinlagen entgegen, die sie mit 4 Prozent — also höher als die öffentlichen Sparkassen — zu verzinsen pflegen.

Was haben nun die Baugenossenschaften erreicht? Wie sind sie ihrem Ideal nahegekommen? Um das zu erfahren, müssen wir uns auf die Wanderung begeben und ein paar typische Beispiele betrachten.

Die größte Organisation im Hochbau dürfte der „Berliner Spar- und Bauverein“ sein. Man kann ihn getrost als eine Arbeiterbaugenossenschaft bezeichnen, wenngleich unter



wohnungsbauten der Hamburger Genossenschaft „Produktion“. (Links: In Eimsbüttel; rechts: in Barmbeck.)

seinen Gründern auch eine Anzahl bürgerlicher Sozialpolitiker, wie der bekannte Salonsfabrikant Heinrich Freese, sich befinden. Von den 1630 Mitgliedern am Jahresende 1907 gehörten 3073 dem Arbeiterstande an. Dazu und wohl zum größten Teil noch die 196 weiblichen Mitglieder ohne Beruf (Ehefrauen usw.) zu rechnen, nach ihrer sozialen Stellung auch die 285 Handlungsgehilfen und -Gehilfinnen. Der verbleibende Rest sind eine Anzahl Beamte, Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, Techniker, Anwälte, Ärzte, Gelehrte, Künstler usw. Der Verein besitzt 11 große Ansiedlungen in Berlin und den Vororten, die sämtlich Ein- und Zweizimmerwohnungen, daneben einige wenige Dreizimmerwohnungen enthalten. Die schön gegliederten Fassaden, die hochragenden Giebel und kräftig steilen Dächer der Vereinshäuser heben sich überall wohltuend aus der Reihe der umgebenden privaten Mietsbauten ab. Wenn wir dann das Innere der Häuser betreten, wer-

„Rixdorfer Spar- und Bauvereins“.

Sie halten sich in dem Stile des jetzt in Berlin



wohl in ganz besonderer Weise gerade für die

gestellt worden, das zum größten Teil als Laubengesonderte an die Mitglieder verpachtet ist, aber noch einen gewaltigen Raum als Spielplatz für die Kinder freiläßt. Barren, Stief und andere Turngerätschaften versöhnen auch gelegentlich noch die nach Feierabend erscheinenden Väter, auf kurze Zeit in die längst vergessene Jugend zurückzuturnen, wenn sie es nicht vorziehen, die Skegelbahn oder den Schießstand aufzusuchen.

Rixdorf beherbergt übrigens in der „Genossenschaft Rixdorf“ ein Unternehmen, das in der ganzen Welt wohl einzige darstellt. Schon die Geschichte dieses Unternehmens ist bemerkenswert. Sie zeigt, wie schwer es von den Behörden vielfach gemacht wird, wenn zweifellos daran interessierter Organisationen es unternehmen, im Wohnungsbau vorbildlich zu wirken. Die Rixdorfer Allgemeine Ortskrankenfasse erwarb seinerzeit von der Mecklenburga

wohngutbewohnter angemessene Voraussetzung eines Aufenthaltes im Freien insofern bietet, als wenigstens das eine oder andere Zimmer den Austritt ins Freie auf einen geräumigen Balkon oder eine Loggia ermöglicht. Im Gegensatz zu den Mietskasernen bietet auch die Hofseite der Häuser unheimelnde, teilweise mit Balkons gesäumte Fassaden. Die Höfe haben gärtnerische Anlagen. Für die Kinder ist in ganz besonderer Weise durch Spielplätze gesorgt, für die kleineren sind selbst im Winter geeignete Innenräume als „Kindergarten“ vorgesehen, deren Verwaltung und Unterhaltung in den Händen der Genossen in Verbindung mit der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen liegt. — Deutlich einfacher sind die Bauten des

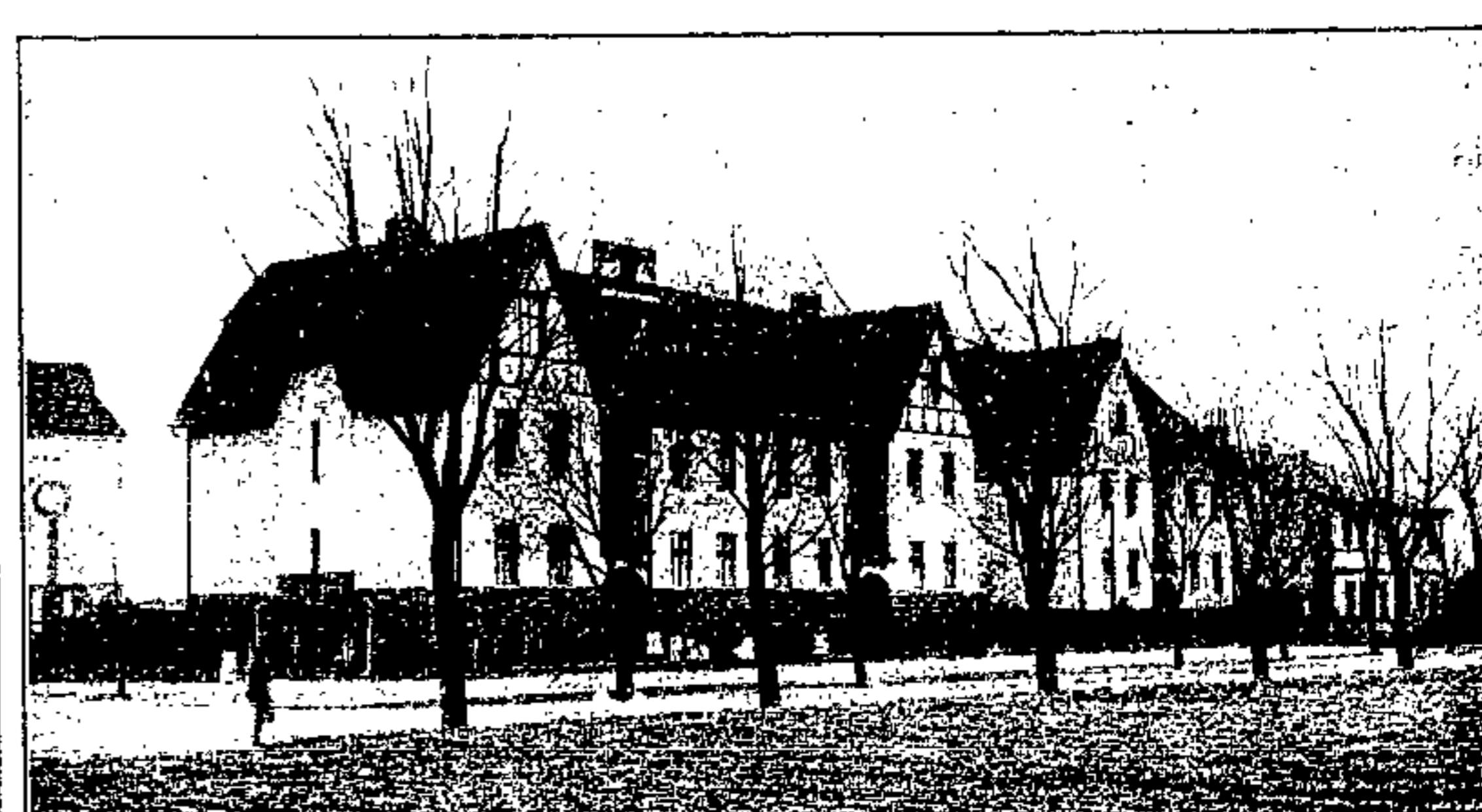
Vom Spielplatz des Rixdorfer Spar- und Bau-Vereins.

Kinder gesorgt. Durch Entgegenkommen der Gemeinde Rixdorf ist dem Verein ein 450 Quadratmeter großes Terrain zur Verfügung

errichtet, um es aber vollständig auszunutzen, außerdem circa 220 mustergültige Kleindwohnungen bauen, die in ihrer Beschaffenheit allen Anforderungen der modernen Technik und Hygiene entsprachen. Die Massenverwaltung versprach sich davon nicht nur einen guten finanziellen Effekt, sondern hielt sich auch geradezu verpflichtet, wenn sie einmal zum Vorbild, ein praktisches Beispiel dafür zu geben, wie die Wohnungsbeschafftheit als Hilfsmittel im Kampfe gegen eine Reihe von Volkserkrankheiten, der Tuberkulose usw., dienen könne. Diese Absicht fand nicht den Beifall des Magistratsdezernenten Dr. Glückmann. Die Aufsichtsbehörde verfügte kurzerhand die Wiederveräußerung des erworbenen Grundbesitzes und brachte dadurch die Klasse



Ansicht der Hinterfront.



Häuser der Bau-Genossenschaft „Paradies“.

Hinterre Häuser.



Front des „Ideal“-Hauses.

nicht nur um die Möglichkeit, ihr durchaus

lobenswertes Projekt durchzuführen, sondern

stürzte sie auch in die Gefahr schwerer pecunärer

Verluste. Zu dieser Be-

drängnis griff die Kasse

einen Vorschlag des

Unterstaatssekretärs Dr.

Nichter im Gewerbemini-

sterium auf, welcher die

Gründung einer Ge-

meinschaft empfahl, die

die Kosten der Errich-

tung aufzubringen und

dann durch das Staat-

sbüro zu entschädigen,

um durch, was der Stra-

ßenkasse versagt wurde.

Und wenn man heute das

fertige Gebäude erblickt,

so kann man sich nur mit

den Architekten Gebrüder Lind freuen, die im

zweiten Hof am Pfeiler des Uhrmacherladens

den heiligen Bürokratismus mitleidig und

kennzeichnend von der Sonne belächeln lassen.

Die Anlage ermöglicht eine Passage von der Fulda- zur Weichselstraße und nennt sich auch Ideal-Passage. Die Wohnräume für 203 Familien verteilen sich auf zwei Straßenfronten und vier Höfe. Die großen, breiten Höfe lassen aber ein Bedürfnis nach Straßenaussicht nicht aufkommen. Zum Gegenteil. Die Fassaden sind hier noch reizvoller als die nach der Straße, zumal im zweiten Hof, wo die Gestaltung der Grundfläche die Architekten ganz von selbst in ungeschicktester Weise zu einer wohlthenden Mannigfaltigkeit der Frontgestaltung zwang. Loggien, Erker, Balkone, Veranden, bis zur zweiten Etage reichende Spaliere fesseln das Auge. Eine in jedem Hof andere sanfte Tönung der Fassade wirkt wohlthend und beruhigend zugleich. Überall gärtnerische Anlagen nach einer einheitlichen Idee und doch abwechselnd. Gartenarchitekt Wisse hat die Motive dazu der Oper „Freischütz“ entnommen. Der erste Hof stellt mit seinen Nasenflächen, Heckeneinrahmung und Hainbuchendorn den Festplatz dar, der zweite Hof den grünen Wald mit dem Standbild des Jägerburschen Max. An den Wald schließt sich die Dorfstraße mit dem altägyptischen Brunnen an. Im dritten Hof finden wir den Dorfteich mit lebenden Quellen und dem Standbild der Försterlochter Agathe. Dort



Blick durch die „Ideal“-Passage.

Eine Organisation besonderer Art ist auch der bekannte Konsum-, Bau- und Sparverein „Production“ in Hamburg. Dieser Verein

geht weit über den Rahmen einerseits einer Konsumgenossenschaft, andererseits einer Bau- genossenschaft hinaus. Er will die Aufgaben beider organisch verbinden. Ausdrücklich heißt es in

seinem Statut: „Der

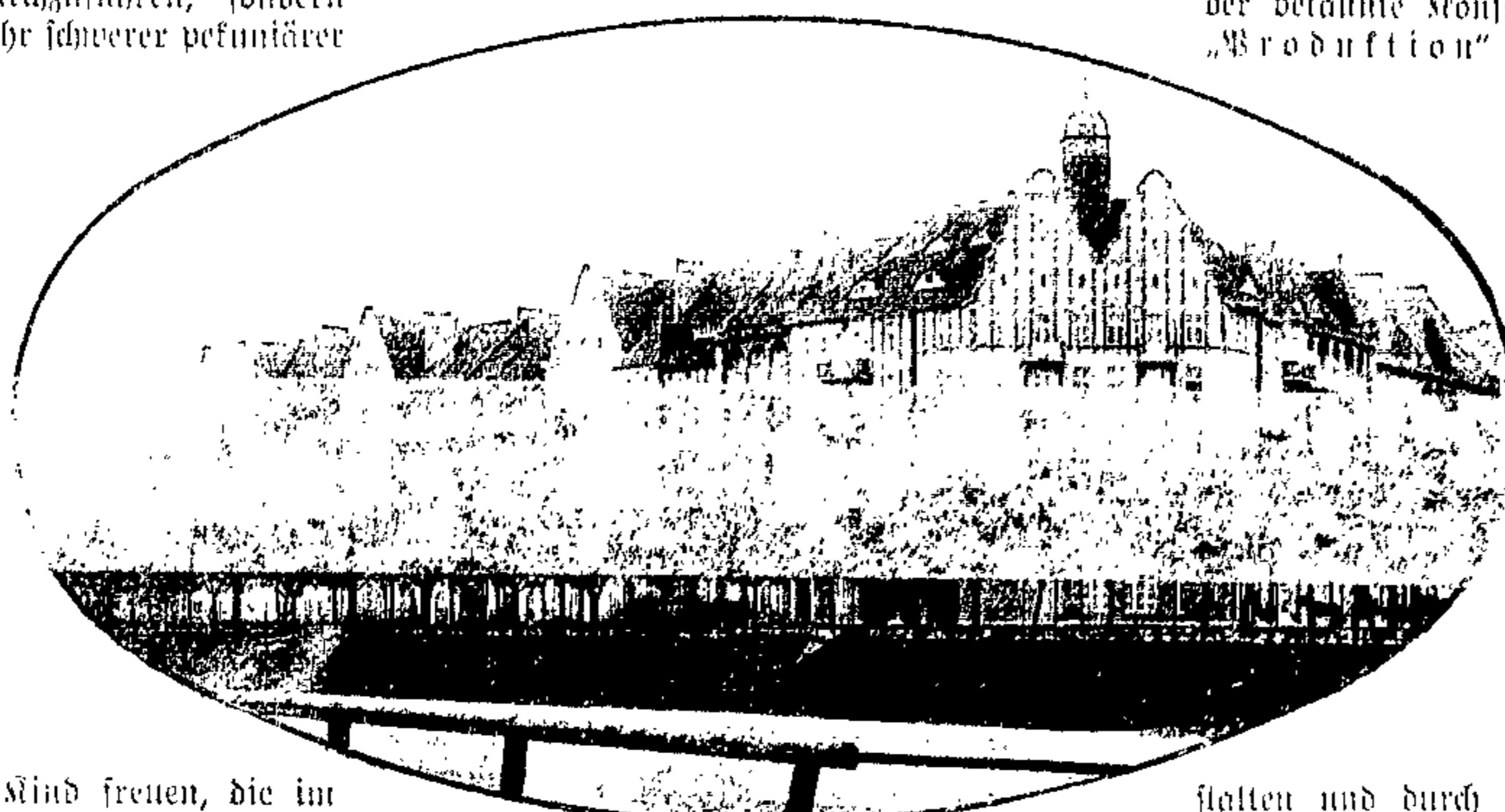
Verein soll

an die Mitglieder, die

Verteilung der Lebensmittel durch räumliches Zusammenrücken der Mit-

glieder billiger zu ge-

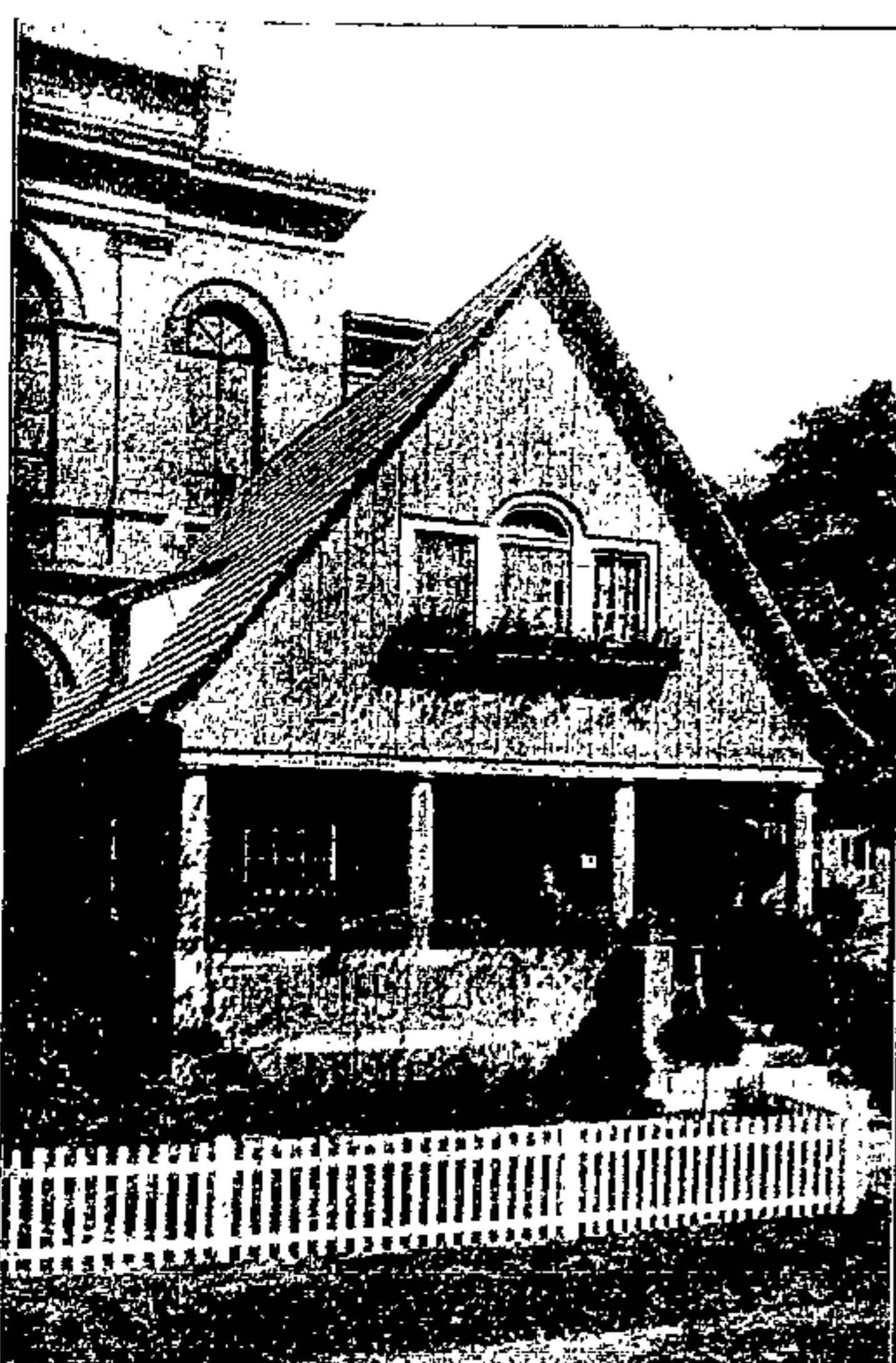
stalten und durch planmäßige Errichtung der Nellen der leiblichen und geistigen Versorgung inmitten je eines Wohnungsviertels das leibliche und geistige Wohl seiner Mitglieder zu



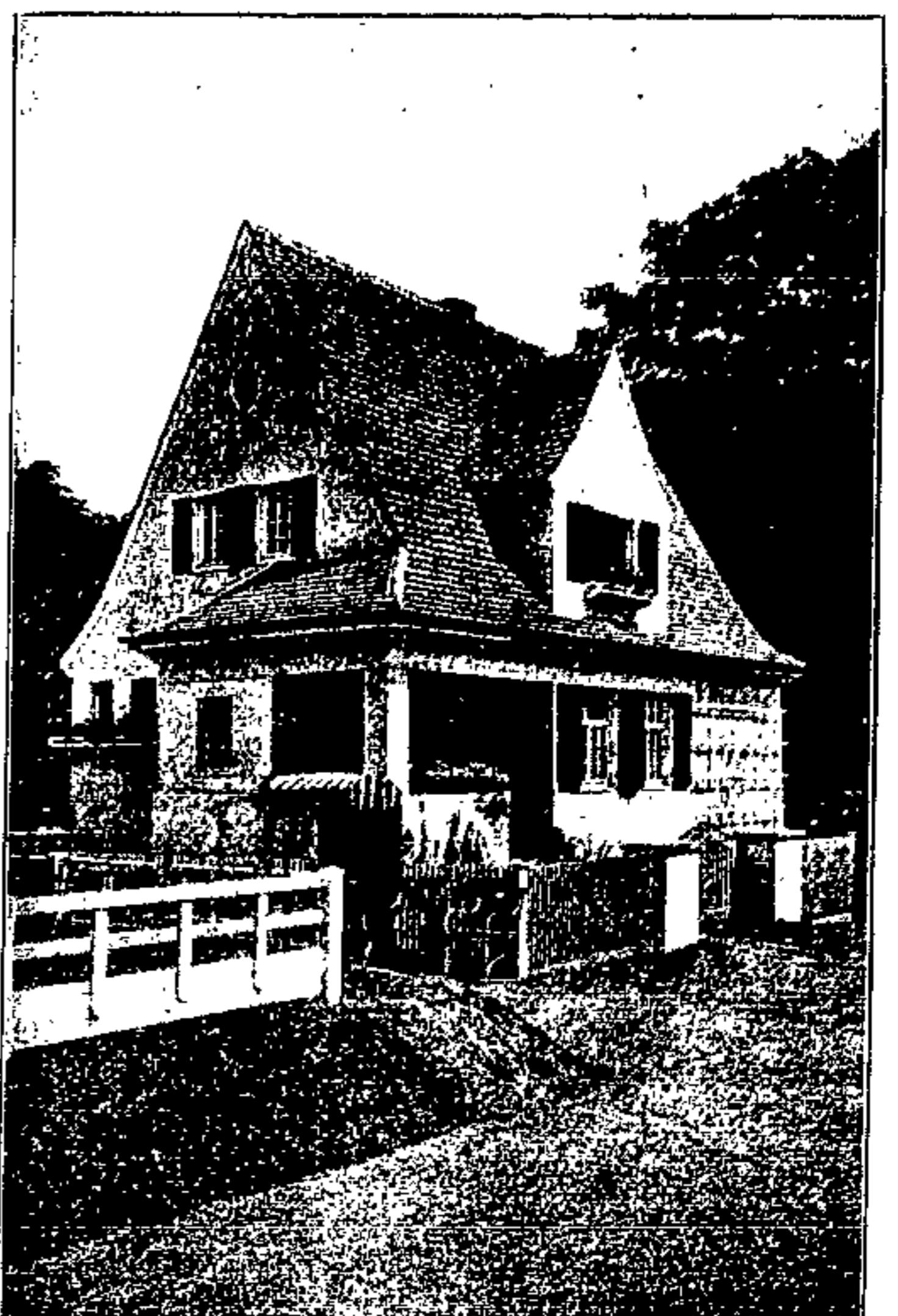
Häuserblock des Berliner Spar- und Bau-Vereins.

siegt auch der Dorfplatz mit der großen Linde. Die Wolsschlucht mit ihren Tannen, den Eidechsen, Schlangen, Eulen und anderem Wild finden wir in dem violetten vierten Hof.

Wie außen, so innen! Jede Stütze hat Kohlen- und Gasheizungs-Einrichtung sowie Speisekammer, jede Wohnung eigenen Korridor, Gasleitung und eigenes Klosett. Alle Wohnungen haben Zentralheizung. Auf diese wurde besonderes Gewicht gelegt, da bei ihrem Mangel gerade in Arbeiterwohnungen aus Sparsamkeit sehr oft die ganze Familie sich den lieben, langen Winter hindurch in der zwar erwärmt, aber von Qualm und Dampf erfüllten Küche aufhält — eine Hauptquelle so mancher Krankheit. Im Idealhaus finden alle ein mögliches, Gesundheitsgefahren fernhaltendes Zimmer. Mit der Zentralheizung verbunden ist die Warmwasserlieferung, die nicht nur die schnelle Herstellung warmer Speisen und Getränke ermöglicht, sondern auch das Bad jederzeit gebrauchsfertig macht. Weinche alle Zweizimmerwohnungen sind mit Badeeinrichtung versehen, selbst viele der einzimmerigen. Wo das Bad nicht mit der Wohnung selbst verbunden ist, besteht eine gemeinschaftliche Badeberechtigung. Selbst das Klopfen der Polster, Teppiche, Läufer und Vorhänge sowie Kleidungsstücke bleibt der Hausfrau erspart. Eine Entstaubungsanlage schließlich wirbelt den Staub nicht auf, wie beim Klopfen, sondern entfernt ihn tatsächlich.



Tektonhaus. (Bau-Ausstellung, Stuttgart 1908.)



Modell eines Arbeitshauses (Bau-Ausstellung, Stuttgart 1908.)

sördern. — Es soll daher weniger Wert gelegt werden auf Errichtung einzelner selbst großer Häuser, als auf die plannmäßige Errichtung von Häuservierteln, in deren Mitte alle Institutionen der leiblichen und geistigen Versorgung der Mitglieder sich befinden."

In der Tat bedeutet diese Art der Behandlung eine Lösung des schwierigen Problems, wie man die Konsumorganisation auch in der Großstadt mitunter lebensfähiger, als dies leider vielfach noch der Fall ist, zu gestalten vermag: insosfern, als man dabei einen Stamm von Konsumenten auf einen Punkt vereint. An kleinen Orten zwingt oft das bloße Bedürfnis nach Arzifeln, die anders nur schwer oder überhaupt nicht zu haben sind, zur Gründung von Konsumvereinen. Die Baugenossenschaftskolonien auf dem flachen Lande beherbergen daher auch fast ohne Ausnahme Konsumvereine oder deren Filialen. Die Großstadt verstreut gar leicht die Anhänger der Konsumgenossenschaften, und die weiten Wege bei anderweitigen bequemen Kaufgelegenheiten in der Nähe lassen deswegen diese Art der proletarischen Organisation dort nur schwer gedeihen. Eine Vereinigung von Konsum- und Baugenossenschaft nach dem Muster der Hamburger „Produktion“ beseitigt diesen Nebelstand. Bisher hat die „Produktion“ 512 schöne und preiswerte Wohnungen gebaut.

Wie die Nixdorfer Baugenossenschaft „Ideal“ die vollendetste Durchführung des Genossenschafts-Hochbaues für städtische Bedürfnisse bietet, so ist die Idee des Einfamilienwohnhauses am weitesten von der Baugenossenschaft „Freie Scholle“ zwischen Tegel und Waidmannslust bei Berlin durchgeführt. Freilich hält sich die Genossenschaft nicht im Rahmen einer Arbeiter-Baugenossenschaft. Die Mehrzahl der Wohnungen allerdings sind solche von zwei Zimmern und Stütze, einige derselben aber haben drei, vier und fünf Zimmer. Diese Wohnungen sind wegen ihrer hohen Mietpreise Arbeitern wohl nicht angänglich. Die Gesellschaft hat sich auch allzusehr in die Hände des Reiches gegeben. Von den 110 Einfamilienhäusern sind 66, darunter 42 mit Zweizimmerwohnungen, mit Reichshilfe gebaut; 26 davon werden Reichsbeamten und Arbeitern zur Verfügung gestellt. Wie nett sich übrigens die Häuser auch im einzelnen ausnehmen, es stört doch die ewige Wiederkehr derselben Modelle. Auch die Anlage der Kolonie als schmurgerade Straße, an der die Häuschen alle in Reihe und Glied aufmarschiert sind, lässt zu sehr in die Augen fallen, daß auch hier leider die Individualität nicht völlig zu ihrem Rechte kommt, daß auch hier die Bewohner ihre Bedürfnisse der Bebauung, nicht die Wohnung ihren Bedürfnissen anpassen. Und von der Straße trennt alle Grundstücke immer dasselbe schmurgerade Drahtmashengitter, während der Wald, in den die Kolonie mitten hineingebaut ist, geradezu schreit nach der Verwendung von Holz, nach Stufen, Naturholz-Einfriedigungen und Heden. Eine persönliche Note tragen bisher lediglich die Lauben der Hausbewohner und die Gartenanlagen, in denen aber charakteristische Baumgruppen oder dergleichen mehr noch zu wenig entwickelt sind, um die Gesamtstimmung zu beeinflussen. —

Ganz von jeder Bevormundung und dem Zwang zur Aufnahme von Beamten und Staatsarbeitern freigehalten hat sich die Arbeiterbaugenossenschaft „Paradies“ zu Berlin, die auch ländliche Wohnhäuser mit Garten, jedoch mehr familienhäuser, baut. Es hat sich herausgestellt, daß bei den ungeheuren Bodenpreisen in der Umgebung Berlins billig e Wohnungen leider nicht in Einfamilienhäusern geboten werden können, es sei denn in solcher Entfernung von der Hauptstadt, daß sie damit für die Arbeiter wertlos oder aber durch Fahrgeld unzumutbar verteuert werden. Die Ansiedelung der Baugenossenschaft „Paradies“ liegt in Bohnsdorf bei

Grünau, abseits vom Berliner Sonnags-Massenverkehr. Langsam windet sich die Straße nach Bohnsdorf, beim Bahnhof Grünau beginnend, aus dem Flusstal nach Süden zum Teilstowplateau in die Höhe. Zum Anfang ein paar Villen. Dann anspruchslose Sommerhäuser, die sich ohne Kleinstlelei gut in das Landschaftsbild einfügen. Obstgärten überall und rechts, auf der Höhe des Plateaus, das von hier aus ganz den Eindruck eines Berges macht, ein burgähnliches Schloß mit ragendem Turm. Möhlich gewinnen wir die Höhe. Links versinkt die Bahn in der Grünauer Forst, vor uns fruchtbare Felder, rechts nun weile Baumsschulen. Spielende Kinder verraten die Nähe von Proletarierwohnungen.

Die Wohnhausgruppe der Baugenossenschaft „Paradies“ liegt linker Hand am Eingang des Dorfes, zwei Gebäude, ein einfaches und ein Doppelhaus, an der Dorfstraße, zwei Doppelhäuser an der von der Genossenschaft angelegten Querstraße. Die Wohnungen bestehen aus zwei Zimmern, Küche, Korridor, Klosett und Bad. Zu jeder Wohnung gehören ein Keller, ein Boden, sowie 100 Quadratmeter Gartenland. Diese Wohnungen werden zu dem für Berliner Verhältnisse unerhört niedrigen Preise von 312 Mark im Jahre oder 26 Mark im Monat vermietet, ein Vorteil, den keine andere Berliner Baugenossenschaft ihren Mitgliedern zu bieten instande ist. Wir möchten als Maßstab daneben setzen, daß 26 Mark der niedrigste Preis für die allererbärmlichste Zweizimmerwohnung auf dem Hofe einer Mietkasernen ist, daß der Durchschnittspreis einer solchen aber etwa 30 Mark beträgt, daß Zweizimmerwohnungen mit Bad aber in Berlin mindestens 36 Mark, vielfach bis zu 50 Mark im Monat zu kosten pflegen. Diese Wohnungen liegen dann zwar im Vorderhause, bieten aber nie den Genuss und die Vorteile eines eigenen Gartens, wie die Wohnungen der Arbeiter-Baugenossenschaft „Paradies“.

Natürlich hatte die Genossenschaft schier unglaubliche Schwierigkeiten zu überwinden. Zu allererst die Scheu der Arbeiterschaft selbst vor dem Beginn eines Riesenunternehmens, das mit Hunderttausenden rechnen musste und sich doch nur an Proletarier wenden wollte. Dann die Schwierigkeit, die aus dem prinzipiellen Verzicht auf die Staatshilfe und die sich dadurch allerdings ergebenden Bedingungen erwuchs. Dazu kam die Notwendigkeit, den Genossen auf dem flachen Lande auch die gewohnten Annehmlichkeiten des Stadtlebens, wie die Wasserleitung nach der Wohnung u. a. m., zuzuwenden. Selbst die Straßenanlage mußte die Genossenschaft auf eigene Kosten vornehmen. Und dann entstand die Frage, wo man mit den Abwässern bleiben könne usw.

Am 18. Oktober 1902 wurde die neugegründete Genossenschaft in das gerichtliche Register eingetragen. Schon im Februar 1904 machte es die Opferwilligkeit der weit über 1000 Genossen möglich, an der Chaussee Bohnsdorf-Grünau ein Terrain von 144 Morgen mit einer Anzahlung von 79 000 Mark zu erwerben. Am 1. Juli 1905 konnten die ersten Häuser bezogen werden, am 1. Juli 1908 die neuerdings fertiggestellten. Das eigene Wasserwerk der Genossenschaft, eine Anlage mit elektrisch-automatichem Antriebe, vermag 25 Doppelwohnhäuser mit je 12 Wohnungen von zwei Zimmern, Küche, Bad und Garten zu versorgen. Um Wasser zu erhalten, mußte ein Rohrbrunnen von 48 Meter Tiefe angelegt werden, der allerdings ein tadellos einwandfreies Wasser lieferte. In dieses Wasserwerk mußten allein 20 000 Mark hineingesteckt werden. Noch größere Schwierigkeiten machte die Beseitigung der Abwasser, für welche die Behörden eine biologische Kläranlage verlangten. Diese Kläranlage besteht aus einem Faulraum, in welchem faulische Abwasser eingeführt werden und sich

abseien müssen. Sie gelangen dann in einen größeren Raum mit drei Doppelkesseln, in welche die abgesetzten Gewässer durch mechanische Klippenschalvorrichtungen hineingeleitet und durch Aktivfilter geflärt werden. Dieses so geflärte Wasser wird dann nach einem inmitten der Ansiedelung gelegenen Teich geleitet und sickert nun in den Boden. Dieser Teich wird einmal eine kleine Öhle im Gesamtbild der Ansiedelung werden, liegt er doch inmitten eines freien Platzes mit Schmuckanlagen, die in schönen Sommerabendstunden den „Paradies“-Bewohnern Gelegenheit zum Lustwandeln, den Kindern derselben aber einen Platz für ihre Spiele auch dann noch bieten, wenn die fortschreitende Bebauung diese anderweit eingesenkt hat.

Um alles das schaffen zu können, hat die Genossenschaft es den Mitgliedern ermöglicht, neben ihren Anteilen auch mit 3½ Prozent verzinsliche Sparkasseneinlagen zu machen. Außerdem wurden circa 24 000 Mark verzinsliche Darlehen aufgenommen und für 60 000 Mark verzinsliche Schuldbeschreibungen ausgegeben, alles Verpflichtungen, die ebenso wie die Hypotheken durch den gewaltigen Grundbesitz der Genossenschaft mehr als gedeckt sind. Auf die fertigen Wohnhäuser gaben eine Anzahl von Arbeitersorganisationen Hypotheken. Als erste derselben der Verein Berliner Buchdrucker und Schriftgießer 14 000 Mark, später die Ortskassenkasse der Buchbinder in Berlin 45 000 Mark und der Verband der Gemeindearbeiter 48 000 Mark.

Hoffentlich gelingt es der Genossenschaft, auch die Gesamtanlage zu einem „Paradies“ zu gestalten. Das kann geschehen, wenn vor allen Dingen die architektonische Durchgestaltung der Einzelhäuser nicht gar zu sehr nach einem Modell geschieht, wenn man die Gebäude nicht im gleichen Abstand von der Straße und unter Umständen auch einmal nicht streng parallel zur Richtung der Straße aufführt. Eingangstore, Bäume, Hecken usw. bieten weitere Gelegenheit zur Abwechslung und größere Giebelräume geben willkommene Gelegenheit zur Anbringung von Spalieren. Wie darf vor allen Dingen ein Haus auf dem Lande sich allzusehr an städtische Architektur anlehnen, soll diese nicht dem Auge als Fremdling in solcher Umgebung unangenehm in die Augen fallen. Das Prinzip der aneinandergelehnten Doppelhäuser ist durchaus gefunden, findet es doch auf dem Lande seine praktischen Vorbilder. Das passt auch hier zum ganzen Landschaftsbilde: durch sommerliches Grün schweift der Blick ins weite Flusstal; hinten erheben sich, ein kleiner Gebirgszug, die Müggelberge. Im Garten blüht und knospelt es, denn noch steht das Jahr nicht ganz auf seiner Höhe.

Und wie draußen in der Natur, so blüht und knospelt es auch im Garten der Arbeiterbewegung, in dem die Arbeiter-Baugenossenschaften ein neues, beachtenswertes Reis treiben!

Abendwanderung.*

Der Tau hat schon die flur besprengt
Und feuchtet unsern Schuh,
Der Abend aber geht und hängt
Die blassen fern zu.

Der Mond hat einen goldenen Kranz
Und wirft heut goldenen Schein,
Wir gehen in den Abendglanz
Und Wiesenduft hinein.

Um deine Stirn ist lauter Gold,
Es schimmert allerwärts,
Du schaust mich an, so still und hold
Warst du noch nie, mein Herz.

L. L. Schücking.

* Aus dem stimmungsvollen Gedächtnisbuch L. L. Schückings: Lieder und Balladen (Berlin, Egmont Fleischhau Co. Pr. 2 Mk.)

Die Beeren waren schuld. . .

Eine Kindheitserinnerung von A. Stroinski.

(Fortsetzung)

Ein großer Mann mit einer dicken, grünen Zoppe, hohen Stiefeln und einem derben Stocken in der Hand war herbeigekommen. Er schaute eine kurze Weile den Vermühlungen meiner Mutter zu. Dann sah er mit einem bösen Blick auf mich, mit einem noch ergrimmteren auf die umstehenden Leute und sagte barsch: „Was hältet Ihr hier Maulaffen feil, geht an Eure Arbeit!“ Schon bei seinen ersten Worten waren all die Leute, Männer und Frauen, ängstlich zusammengezuckt, und wie Diebe, die man aus frischer Tat erlappt, schlichen sie schlemmig davon. „Und Dir, Katriona,“ sagte der Mann mit einem stechenden Blick auf meine Mutter, „gilt daselbe. Lass Deinen Balg nach Hause oder meinetwegen zum Teufel gehen, das Dornenanziehen ist keine Arbeit, die der Pan bezahlen kann!“ Auch meine Mutter zuckte erblichend und erschrocken bei den Worten des rohen Mannes zusammen. Dann, wie einer höheren, unbezwinglichen Gewalt folgend, ließ sie mich stehen und begann Rübe um Rübe aus dem schlammigen Boden zu ziehen, schlug immer zwei der grauweissen Knollen heftig gegeneinander, daß Wasser und Schlamm weit von ihnen spritzten. Frierend und zitternd stand ich in der Blutlache, die sich hinter mir gebildet hatte. Da hob der Mann drohend seinen Stock über mich. „Willst Du machen, daß Du hier wegkommenst!“ Aber der niederfallende Stock traf meine Mutter, die mich schützend umfangen hatte. Ohne weiter auf das Geschimpfe des bösen Mannes zu achten, streifte die nassen Fasern meines Kleides von mir ab, zog ihre Jacke aus, legte sie auf den Boden, zog hohen Säcken auf, zog sich an und hüllte mich auch in die

an den Haufen Rüben, die oberen so jämmerlich, daß mich deren Blättergewirr fast ganz vor dem intensiven Regen schützte. Dann begann sie heimärmisch und mir mit einem kurzen Unterkleid die Arbeit des Rübenziehens von neuem. Seltsam, nachdem meine Mutter, damals eine Frau in den dreißiger Jahren, sich ihrer Kleidungsstücke entledigt hatte, schimpfte der Mann nicht mehr. Aber seine Blicke, die er auf siewarf, werde ich nicht vergessen. Er schlich, undeutlich murmelnd, um sie herum, wie ein Tiger um seine Beute, entfernte sich einige Schritte und kehrte wieder zurück, meine Mutter von neuem umkreisend. Ich fürchtete jeden Augenblick, er würde über sie hersallen und sie schlagen, ahnte ich doch damals nicht, daß der Glende ein Wüsing war und meine halbentblößte Mutter seine Lusternheit erregte.

Das monotone Geräusch, das der strömende Regen in dem Runkelrübenblätterdache über mir verursachte, die langen Regensträhnen, die unausgesetzt vor meinen Augen niedersprühten, machten mich schlafelig. Bleierner Schlaf senkte sich auf meine Augen. Wie lange ich geschlafen hatte, wußte ich nicht. Aber ich erwachte plötzlich durch ein Fluchen und Schreien in meiner Nähe. Neben mir rangen zwei Männer in erbittertem Kampfe, während meine jämmernde Mutter sich vergeblich bemühte, die ringenden Männer voneinander zu trennen. Die kämpfenden waren der böse Mann mit der grünen Zoppe, den hohen Stiefeln und dem Stocken und — mein Vater. Mein Vater galt als der stärkste Mann im Dorfe, und obwohl auch der andere Mann groß und robust war, so hatte ihn mein Vater doch bald zur Erde geworfen und kniete auf ihm. Meine Mutter riß an ihm herum, schlug ihn vergebens, mein Vater hielt den Besiegten am Boden fest und schlug

fortwährend auf ihn ein. Der Geschlagene schrie kläglich um Hilfe. „Janek, Piotr, Wales, zu Hilfe, zu Hilfe!“ Da eilten denn auch von verschiedenen Seiten Männer herbei. Ich sah, wie sie unentschlossen zauderten, als sie meinen Vater erkantten. Auch der Geschlagene bemerkte sie. „Was kress,“ leuchte er, „wollt Ihr mich totschlagen lassen? Ich werde es Euch gedenken! Was kress — rumo!“ Da kamen die Männer herbei. Mein Vater beachtete sie nicht; weiter hämmerte er auf den fast Besinnungslosen. „Michal, höre auf!“ rief einer der Männer und griff meinem Vater in den Arm. Der hörte nicht, ließ den Mann zurück. Darüber erbittert, fielen nun alle Männer über meinen Vater her, zerrten ihn von dem Faliegenden fort. Mein Vater leistete jetzt keinen Widerstand mehr und ließ sich willig auf die Seite ziehen. „Michal, Michal, was hast Du getan?“ sagte einer von den Männern. „Du hast den Aufseher geschlagen, Du wirst nicht mehr aus dem Buchthaus herauskommen!“ Auch meinem Vater schien jetzt das Ungehörliche seiner Tat zum Bewußtsein zu kommen. Schuldbewußt ließ er den Kopf hängen. Ich hatte während der ganzen Szene in einem fort jämmerlich geschrien und war aufgestanden, wobei die mich umhüllenden Kleidungsstücke meiner Mutter von mir abrutschten. Jetzt wandte sich meine Mutter mir zu. In diesem Moment erhob sich der Mann mit der grünen Zoppe, dessen Gesicht schwarz, blau und grün schillerte, mühsam und leichend vom Boden. Die zwei Männer hatten meinen Vater an den Armen gefasst, redeten flüsternd auf ihn ein und suchten den sich

heranschlich. Mein Warnungsschrei kam zu spät. Der Mann hatte den Knüppel erhoben und schlug meinem Vater auf den Kopf. Mein Vater drehte sich einmal fest wie ein Kreisel um sich selbst; es schien, als wolle er sich den ihn festhaltenden Armen der Männer entwinden. Da traf ihn der Knüppel zum zweitenmal, diesmal auf die Stirne. Mit einem Stöhnen glitt mein Vater zu Boden. Jetzt sauste Schlag auf Schlag auf den Faliegenden nieder. In finstrem, lautlosem Schweigen starnten die Männer auf die furchtbare Szene, keiner hatte den Mut, dem Nasenden in den Arm zu fallen. Meine Mutter schaute wie erstarrt auf den Mann, der wie besessen auf meinen Vater einschlug. Dann stürzte sie sich mit einem lauten Schrei auf ihn. Ein kurzer Kampf, dann hatte sie ihm den Knüppel entwunden und schleuderte diesen weit ab in das grüne Gewirr der Runkelrüben. Einen Moment stand der Mann verblüfft, meine Mutter heftig atmend, dann fiel der große Mann über die wehrlose Mutter her. Es wäre dem Mann ein leichtes gewesen, sie zu überwältigen. Er wollte das anscheinend nicht, er zerzte sie nur hin und her. Es schien ihm ein unbändiges Vergnügen zu bereiten, ihr die wenigen nassen Kleidungsstücke vom Körper zu reißen, und so sehr sich auch meine Mutter wehrte und zu entfliehen trachtete, der Mensch ließ nicht ab von ihr.

Und noch immer schweigend standen die Männer dabei und niemand wehrte den Glenden. Mein Vater lag besinnungslos, sah das Furchtbare nicht. Unterdessen war es stockdunkel geworden. Mein Geschrei hatte alle auf dem Rübenfelde arbeitenden Leute herangelockt. Wohl an fünfzig Menschen, Frauen, Männer und Kinder, umstanden den Kampfplatz, wagten sich aber nicht ganz nahe heran. „Der Michael

hat den Pan geschlagen!“ hörte ich unter dem Haufen wispern. „Den Pan? Jesus, Maria, Josef!“

In diesem Augenblick lachte ein Junge dicht vor den kämpfenden auf, es war mein zehnjähriger Bruder. Er hüste sich, fasste eine Handvoll des schlammigen Bodens und warf sie dem Mann ins Gesicht. Der stieß ein Wutgebrüll aus, ließ meine Mutter los und fuhr mit beiden Händen nach seinen Augen.

Ziel kam ein klatschendes Menschen über das Rübenfeld, ein wütendes Hundegeschell. Die unherstehenden Leute verschwanden lautlos im Dunkel der Nacht. Zwei große Hunde schossen heran, die lässend meinen ohnmächtigen Vater umkreisten. Dann tauchte ein Ungelüm in der schwarzen Finsternis auf, ein Meister. Nicht neben mir parierte er sein schäumendes Pferd. Ehe er eine Frage stellen konnte, schoß der Aufseher auf ihn zu: „Wielmoznie Panie!“

„Was geht hier vor,“ rief der Meister mit starker Stimme. „Wielmoznie Panie, Katriona Schimanski war faul und nachlässig bei der Arbeit, ich machte ihr Vorwürfe, der Michal schlug mich, seht mein Gesicht!“

Meine Mutter sprang an die andere Seite des schnaubenden und tänzelnden Pferdes und hielt dem Meister bittend die gefalteten Hände entgegen: „Wielmoznie Pan!“ „Schweigen!“ herrschte der Meister und griff drohend nach seiner Peitsche. Dann wandte er sich an den Mann: „So, Schimanski schlägt? Wo ist der Hund?“

Der Mann zeigte stumm auf meinen daliegenden Vater.

Masch sprang der Mann, langsamer ging meine Mutter zu dem Vater hin und beide bemühten sich, ihn aufzurichten. Aber die Besinnungslosigkeit, in der dieser lag, wollte nicht weichen; ich hörte meine Mutter jammern. Der Pan schlug ungeduldig mit der Peitsche auf seinen hohen Stiefelschaft. „Run?“

„Er will nicht hören,“ sagte der Aufseher. „So will ich ihn wecken,“ rief der Herr und sprengte mit wenigen Zügen zu der Gruppe.

„Fort!“ befahl er. Sich ließ neigend, holte er mit der Peitsche aus und schlug auf meinen Vater ein.

Schreiend stellte sich meine Mutter vor den Faliegenden. „Wielmoznie Pan!“

Aber dem Herrn war es gleichgültig, wohin seine Peitsche traf. Er schlug, schlug immer darauf los und schien in immer größere Wut hineinzugerauschen. Hatten die Schläge oder das Geschrei der Mutter meinen Vater erweckt, er kam zu sich und richtete sich stöhnend auf. Da traf ihn ein neuer Schlag der Peitsche. Wie im Traume wankte er zurück.

„Hierher!“ herrschte drohend der Meister. Da kam meinem Vater die volle Besinnung.

„Wielmoznie Pan!“ stammelte er. „Hierher, Du Hund!“ schrie der Meister drohender.

Da wankte mein Vater auf den Meister zu, und als ob er wußte, was seiner wartete, hielt er die Hände schützend vor sein Gesicht.

Und klatschend fiel Schlag auf Schlag auf ihn herab, ohne daß er zurückwich, in einem fort nur winselnd: „Prosz!“, wielmoznie Panie, prosz!“

(Zum folgt.)

„Gnädiger Herr.“

„Bitte.“

Eine Erinnerung. Der Sohn eines Forstmeisters erzählte: Ich war kaum elf Jahre alt, da erinnere ich mich, wie ein junger Hasel des Gräfens, bei dem mein Vater in Diensten stand, aus Muthwillen eine Nehmutter anschoss. Als Vater sie hinter einem niederen Gebüsch ängstlich knien sah, nahm er das zitternde Tier in seinen Arm, untersuchte es und trug mir, der ich ihn damals begleitete, auf, so schnell als möglich Wasser von der Quelle zu bringen. Ich lief so eilig ich konnte. Er wischte die Stelle sorgfältig aus, suchte nach der Schrotflügel, die er richtig fand, nahm dann sein Taschentuch, zerriss es und verbund damit die Wunde. Das Tier zitterte am ganzen Körper und sah mit seinen klugen, großen Augen ängstlich drein.

„Sind denn nicht die Miehe zum Erschießen da?“ fragte ich den Vater. „Aber hieß mich neben das Tier knien und sagte: „Siehst Du, Junge, dieses Mieh ist eine Mutter, hier trägt es ein Junges, und so lange es das trägt, soll man ihr nichts antun, denn dann ist sie wie eine Menschenmutter, die ihr Kind im Schoße hält.“

Ich schaute Vater groß an. Er aber fuhr mit meiner kleinen Hand über den Leib des Tieres, und ich fühlte, wie da etwas lebte und zuckte.

Mit einem wachen Blick schaute ich den Vater an und fragte: „Hat die Nehmutter Schmerzen?“

„Ja, Kind,“ sagte der Vater ernst, „und darum muß man sie schonen und ihr nichts antun, bis sie wieder gesund geworden ist und das Junge zur Welt gebracht hat.“

„Vater, dann wollen wir es in Ruhe lassen und gehen.“

Aber da merkte der alte Forstmann, daß sich das Tier plötzlich in Krämpfe wand, dann wieder ruhte, und auf einmal wie erschreckt in die Höhe sprang.

Ich schloß mich dicht an Vaters Hals. Er ließ mich gewöhnen und wußt nicht von der Stelle.

Da plötzlich brach ein Schrei hervor, ein furchtbarer Schrei, ich zitterte heftig — und da lag im grünen Grase ein kleines Lebewesen. Die Nehmutter fiel ermalet zurück.

Ich hatte während des ganzen Vorganges den Vater innig umfangen gehalten. „Siehst Du, Kind,“ sagte er fast feierlich, „so bringt jede Mutter ihr Kind zur Welt!“

„Wurde ich denn auch so geboren, Vater?“

„Ja, Kind.“

Da weinte ich bitterlich und schlang meinen Arm um Vaters Hals, „daß ich nun der Mutter nicht einmal mehr danken kann, Vater.“

Da erhob er sich bewegt, ließ mich aber weinen und schluchzen, dann sagte er: „Darum ehre jede Mutter!“

Das war mein erstes großes Erlebnis, das tiefe Wurzeln schlug in den Boden meiner Jugend. —

Malte-Byne.

Instinkthandlungen bei der Fortpflanzung der Insekten. Die Insekten, die sich alle durch Eier fortpflanzen, legen diese nur dahin, wo die austriebenden Jungen oder Larven gleich Nahrung finden. Der Baumbeißling zum Beispiel, ein bekannter Schmetterling, legt sie an die Unterseite der Blätter verschiedener Obstbäume, von deren Blütenknospen und

* Diese Skizze entstammt der neujen Publikation des „Fürer-Bundes“, einem stattlichen Buch, das seine Herausgeber „Lebensquelle“ betitelt haben. Das Buch gibt Beiträge, Beispiele und Ratschläge aus dem Leben, das das Leben; es will ein Hausbuch zur geschlechtlichen Erziehung der Jugend sein; es will die ethischen Besitzungen zwischen Eltern und Kind vertiefen; es will die Lüge der in Weichtheitshingen geltenden Moral aus der Familie verbannt; es will Wahrheit und Sittlichkeit an die Stelle der Verlogenheit setzen und so der Familienkultur dort Erneuerung bringen, wo es ihr am meisten daran fehlt. Die eingetragenen Teile des Buches sind aus dem großen Publikum heraus (nicht von Berufsschriftstellern) geschrieben; es sind Juwelen, die angezeigt wurden durch ein Preisanschreiben des Fürerbundes im April 1908. Dem Preisgeldauszuschluß der Einreichungen gehörten u. a. an der „Ampthiar“-Herausgeber Dr. F. Obernauer und unser Parleygenoisse Dr. Franz Niederich. Das hochwertigste Werk, dessen Ansichtung jedem zu empfehlen ist, der aus Beispielen ersehen möchte, wie er am einfachsten und am wenigsten ausdrücklich sein Kind juriell anzuführen kann, ist im Verlage von Alexander Höhler in Dresden (Preis 4,50 Mark) erschienen.

Die Red. d. „M. B.“

jungen Blättern die Maupen im nächsten Frühlinge leben. Der Rohrweissling legt sie an den Moos, den die Maupen dann verzehren, wenn sie ausgetrocknet sind. Der Totengräber, ein Käfer, begräbt kleine Tiere wie z. B. Mäuse, Maulwürfe und dergleichen, um seine Eier darin abzusetzen. Findet er eine solche Leiche im Freien, so holt er zunächst Samenraden herbei. Vereint scharrt dann alle die Erde unter dem toten Tier weg, das so in die dadurch entstandene Grube sinkt und mit Erde bedeckt wird. Die aus den Eiern sich entwickelnden Maaden finden

am Hinterteile des Körpers in den Leib anderer Insekten ein Loch und legen ihre Eier dahinein. Sie legen diese in Maaden, Wanzen, Spinnen, Blattläuse, ja sogar in Schmetterlingseier. Die austriebenden Larven nähren sich dann von den inneren Teilen ihres Wirtes, des angebohrten Tieres oder Eies und richten es dadurch angründig. Tausende von Maaden und ähnlichen Tieren werden auf diese Weise unschädlich gemacht. Zu weilen verpuppt sich eine solche angebohrte Maade noch, aber statt des zu erwähnenden Schmetterlings kriecht dann klein-Schlupfwespen aus der Schmetterlingspuppe.

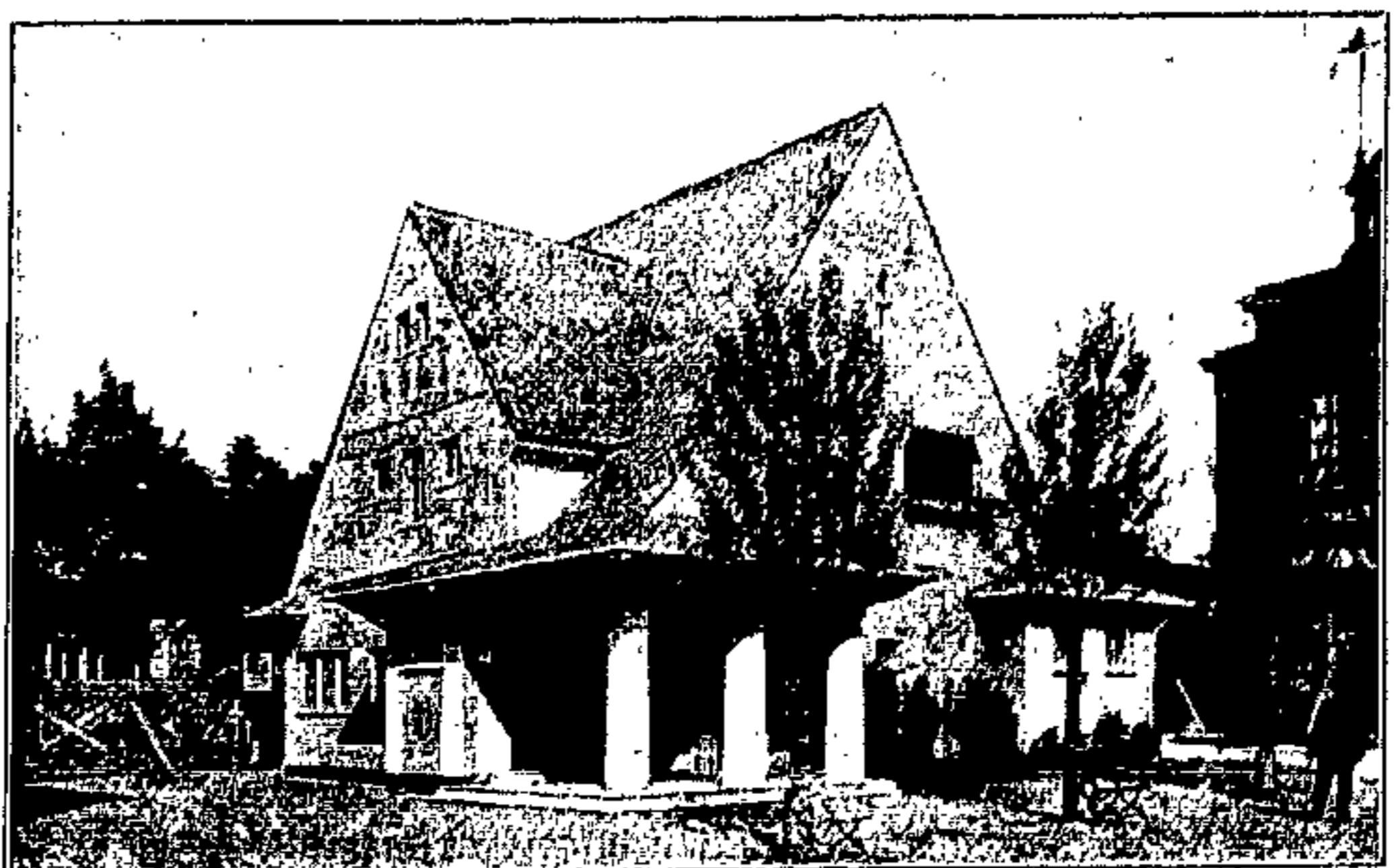
h. b.

Eine eigentümliche Vogelwelt. Island kann man das Land der Vulkane unter heißen Quellen nennen. Auch an großen Grasplätzen ist das Land reich, die von einer eigentümlichen Vogelwelt bevölkert sind. Die Doppelschnepfen und Regenpfeifer sind so zahlreich und zahlreich, daß man kaum noch Vergnügen an der Jagd auf sie findet. Das hauptsächlich Jagdergebnis bilden die verschiedenen Arten von Enten, die in zahllosen Vögeln an den Gewässern hausen. Am häufigsten sieht man an den Küsten die manchmal nach tausenden dastehenden Scharen von Eiderenten, die jedoch den Schutz des Gesetzes genießen und wegen ihres kostbaren Gefieders eine wichtige Einnahmequelle für die Bevölkerung bedeuten. Sie sind übrigens dadurch so zahlreich geworden und haben sich an den Anblick des Menschen so gewöhnt, daß sie ihre Nester sogar in menschlichen Wohnungen bauen. Unter den wilden

Arten ist die große Alarcante sehr zahlreich vertreten, ferner viele Arten von Tauchenten, Moorrenten und Sägern. Außerdem kommt auch hier und da die Fasanente und die Schneegans vor, nebenbei auch eine sehr seltene sogenannte Harlekinente, die sich durch ein wunderschönes, buntfarbiges Gefieder auszeichnet. Von Zeit zu Zeit erblickt man auf den größeren Gewässern den großen Polartauben und seinen kleineren Verwandten, den Rotkehltauben, die für jedes Jäger sehr schwer zu erreichen sind, da sie schon während der Jagd auf 500 Meter untertauchen. Erst nach einigen Minuten wieder zu erscheinen. Auf den wasserreichen Seen und Flüssen des Hochlandes sieht man Vögel von Singchwänen . . . Bei klarem Sommerwetter kann man Hunderte von Seehunden beobachten, wie sie sich auf den Strandfelsen herumliegen, sonnen und wärmen. Von den Seevögeln sind die Lach-, Mantel-, Raub- und Silbermöven sehr zahlreich vorhanden, eben so viele Arten von kleinen und großen Lummern. Manchmal sieht man hoch am Himmel den Cormoran oder den Tölpel schwimmen, der in großen Mengen ruhige, menschenleere und steile Küsten bewohnt. Auf den Westmännerinseln und bei Rejkjavik werden auch sehr viele kleine Seevögel erlegt. Von den Raubvögeln ist nur der Edelfalke vertreten, der aber durch Jagd mehr und mehr ausgerottet wird. Wir entnehmen diese interessante Schilderung der Vogelwelt Islands dem soeben erschienenen Werk „Über durch Island“ von Maurice von Nomorowicz (Charlottenburg, Schiller-Buchhandlung). Preis broschiert 2 Mark.

Das reich illustrierte Buch bildet eine im Plauderton gehaltene Reisebeschreibung, die den besonderen Wert besitzt, unser Interesse auch auf die manigfachen Eigentümlichkeiten der Natur Islands hinzuwenden, das ja in letzter Zeit politisch und volkswirtschaftlich mehr als früher in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit getreten ist. Wir bekommen ein gutes Bild von Land und Leuten. Der Autor versteht es, ohne aufdringlich zu werden, seine Leser zu fesseln. Vor allen Dingen ist das Buch frei von jenen Breiten, die sonst eine leidige Eigentümlichkeit moderner Reisebeschreibungen zu sein pflegen. Die vielfach eingestreuten naturwissenschaftlichen Schilderungen sind allgemein verständlich geschrieben und zeugen von der scharfen Beobachtungsgabe des Verfassers, der übrigens auf seiner Reise durch Island mancherlei Abenteuer zu bestehen hatte, deren Beschreibung den Wert des Buches noch beträchtlich erhöht.

j. w.



Sonderhaus. (Bau-Ausstellung, Stuttgart 1908.)



Die Häuser der Baugenossenschaft „Freie Scholle“.

Erde und die Leiche sank ins Grab. — Noch außfallender ist in dieser Hinsicht das Verhalten der Pferdebremse. Ihre Larven können nur im Magen des Pferdes zur Entwicklung kommen und wie gelangen sie nun dahin? Das Muttertier klebt seine Eier auf den Haaren der Pferde an solchen Stellen fest, die das Pferd mit seinem Maule erreichen kann. Wenn nun die austriebenden Larven durch ihre Bewegung an ihren Stellen ein fühlendes Gefühl verursachen, so leckt das Pferd die Brut ab und bringt seine Gäste dadurch in den Magen. Die Larven verursachen dem Pferde oft viel Schmerzen, zuweilen durchfressen sie ihm den Magen und bringen ihm gar den Tod. Ist das nicht der Fall, so verlassen sie ihren Sitz, wenn sie die gehörige Ausbildung erlangt haben: sie werden mit dem Kot ausgeworfen, verpuppen sich in der Erde und erscheinen später als Wrenzen. — Die Schlupfwespen, eine Familie der wespenartigen Insekten, bohren mit ihrer Vegeröhre